

The Home-Coming of Prisoners of War after World War II: Ideology, Family, Narrative

Tagung des Internationalen Komitees für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges und des
Deutschen Komitees für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges
vom 26. bis 29. Juni 2002 in Hamburg

Das Internationale Komitee für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges veranstaltete in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Komitee für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges an der Bundeswehrhochschule in Hamburg eine Tagung, die sich mit der Rückkehr der Kriegsgefangenen nach dem Zweiten Weltkrieg befaßte. Damit wurde ein internationales Phänomen des Krieges ausgewählt, das in idealer Weise dazu geeignet war, den Dialog zwischen Historikern des europäischen und des pazifischen Kriegsschauplatzes zu vertiefen. Die 36 Konferenzteilnehmer kamen aus zehn verschiedenen Ländern.

Die sechs Panels mit jeweils drei Vortragenden behandelten ein breites Spektrum an Forschungsfragen, die sich in drei Leitthemen bündeln lassen: 1. Der Einfluß der Ideologie auf die Behandlung der Kriegsgefangenen, sei es in der Gestaltung ihrer Lebensbedingungen oder in dem Versuch, sie politisch zu beeinflussen. 2. Die Probleme der langjährigen Abwesenheit einer gewaltigen Anzahl von Männern und deren Wiedereingliederung in die Gesellschaft und 3. Wie gingen die Kriegsgefangenen selber mit ihrer Rolle um und wie bewertete die Gesellschaft im kollektiven Gedächtnis die Kriegsgefangenen.

Rüdiger Overmanns verdeutlichte in seinem Einleitungsreferat, dass im internationalen Kriegsrecht die Umstände der Repatriierung von Kriegsgefangenen nicht geregelt waren. Hier war lediglich festgelegt worden, dass nach Abschluss eines Friedensvertrages die Rückführung möglichst rasch geschehen sollte. Mit der Realität des Ersten und Zweiten Weltkrieges hatte dies freilich kaum etwas zu tun. Die Entlassung unmittelbar nach dem Ende des Krieges war die Ausnahme, ihre Umstände waren überaus komplex. Zunächst gab es Repatriierungen von Schwerverwundeten in kleinerem Umfang auch schon während des Krieges. Nach dem Ende der Kampfhandlungen wollten zahlreiche Kriegsgefangene wegen der politischen und territorialen Veränderungen überhaupt nicht in ihre Heimatländer zurückkehren. Zudem waren die jeweiligen Siegermächte an einer raschen Rückführung meist nicht interessiert, weil sie das Arbeitspotential der Gefangenen nutzen wollten und sich sogar darauf berufen konnten, dass noch kein Friedensvertrag abgeschlossen worden war (Beispiel Polen 1939, Deutschland 1945). Overmanns resümierte, dass während der Kampfhandlungen das Prinzip der Reziprozität vorherrschte, dass jede Kriegspartei mit den Gefangenen der Gegenseite einen Faustpfand für die Behandlung ihrer eigenen Soldaten in der Hand hatte. Mit der totalen Niederlage fiel dieses Faustpfand weg, die Gefangenen waren dem Sieger nun auf Gedeih und Verderb ausgeliefert – irgendwelchen Zwang zur Form der Repatriierung gab es daher nicht.

Das erste Panel über die Re-education eröffnete *Andreas Hilger* (Hamburg) mit seinem Vortrag über „re-educating the German Prisoner of war: Aims, devices, results and memory in East- and West Germany“. Er führte aus, dass die sowjetischen Versuche der politischen Umerziehung wenig erfolgreich waren, was zum einen mit den Bedingungen in den Lagern, den unglücklichen Vermittlungstechniken aber auch mit dem Misstrauen der Deutschen gegenüber der Sowjetunion,

dem Kommunismus oder schlicht „den Russen“ erklärt werden kann. Die antikommunistische Stimmung in Westdeutschland hat die Eingliederung der Russlandheimkehrer dann wesentlich erleichtert. Diejenigen, die nach Ostdeutschland heimkehrten, haben das von der offiziellen Propaganda gezeichnete Bild der deutsch-sowjetischen Freundschaft stillschweigend toleriert. Erst nach der Wende meldete sich diese Personengruppe mit Memoiren zu Wort, die sich nicht wesentlich von solchen westdeutscher Provenienz unterschieden.

Mathias Reiss (London) referierte über die Re-education der 371.000 deutschen Kriegsgefangenen in den USA. Re-education und die Androhung, in ein spezielles „Nazi-Lager“ verlegt zu werden, sollten das schlecht bewachte Heer deutscher Gefangenen disziplinieren, während sie in der amerikanischen Industrie und Landwirtschaft arbeiteten. In diesem Sinne mag das Programm erfolgreich gewesen sein, es scheiterte freilich daran, die politischen Einstellungen der Gefangenen grundlegend zu verändern. Den tiefgreifendsten Eindruck machte noch die Tatsache, dass die Deutschen die gewaltige wirtschaftliche Macht der Vereinigten Staaten kennenlernten und die Amerikaner zunehmend als potentielle Alliierte gegen die sowjetische Bedrohung und für den Wiederaufbau des eigenen Landes betrachteten.

Maria Teresa Giusti (Bologna) befasste sich in ihrem Vortrag mit der antifaschistischen Propaganda unter den italienischen Gefangenen in der Sowjetunion. Anhand neuer Quellenfunde in Russland und Italien belegte Giusti, wie unterschiedlich die Reaktionen auf die politische Indoktrination gewesen ist. Während häufig die schlechten Lebenssituationen dazu zwangen, die Re-education zu akzeptieren, gab es gerade unter den italienischen Offizieren auch ein echtes politisches Interesse an einer Alternative zum Faschismus. Dies führte rasch zu erheblichen Konflikten unter den Gefangenen und zur Isolierung all derjenigen, die sich kooperationsbereit gezeigt hatten – ein Konflikt, der seine volle Schärfe nach dem Verlassen des sowjetischen Machtbereichs erreichte.

Das zweite Panel befasste sich mit der Behandlung der Kriegsgefangenen, wobei es hier besonders den Zusammenhang mit der Perzeption in der jeweiligen Gesellschaft zu berücksichtigen galt.

Bob Moore (Sheffield) stellte fest, dass die italienischen Kriegsgefangenen in Großbritannien als ganz normale Männer wahrgenommen worden sind, die weder bessere noch schlechtere Soldaten als ihre britischen Gegenspieler gewesen seien, sondern dass sie besonders schlecht geführt worden waren. Allerdings gab es auch etliche Stimmen, die sich über die militärische Ineffizienz lustig machten. Summa summarum begegneten die Briten den über 450.000 italienischen Gefangenen weitgehend mit Sympathie. Zu nennenswerten Versuchen einer Re-education kam es nicht.

Jean-Noël Grandhomme (Straßburg) lenkte die Aufmerksamkeit in seinem Vortrag auf ein weithin unbekanntes Kapitel der Kriegsgefangenengeschichte des Zweiten Weltkrieges. Er sprach über: „The return of the 'Malgré-nous' from Soviet captivity: the itinerary of young Frenchmen from Alsace-Lorraine forcibly enrolled in the German Wehrmacht and imprisoned in Tambov“. Während des Zweiten Weltkrieges sind 130.000 Männer aus Elsaß-Lothringen zur Wehrmacht und Waffen-SS eingezogen worden, die sich selber „Malgré-nous“ nannten. 90.000 von ihnen gerieten in alliierte Gefangenschaft, davon 12.000 in sowjetische. Sie wurden seit Sommer 1943 in einem Lager in Tambov, 430 Kilometer südöstlich von Moskau zusammengefasst. Die Lebensbedingungen waren überaus schlecht, 4.000 bis 10.000 – genaue Zahlen sind bis heute nicht zu erhalten – starben in Tambov. Die meisten Gefangenen wurde erst ab Sommer 1945 repatriert – der letzte sogar erst im April 1955. Die Gründe für diese schlechte Behandlung waren vielschichtig: Viele russische Soldaten verwechselten die „Malgré-nous“ mit den Soldaten der französischen Freiwilligen-Legion. Außerdem war Stalin bald nicht mehr an einer zügigen Heimkehr interessiert, weil sich die ersten Rückkehrer im Juli 1944 abfällig über die Sowjetunion geäußert hatten. Zudem waren diese Männer ein Faustpfand für die Auslieferung von Soldaten der

Vlasov-Armee und von Tausenden Sowjetbürgern, die von den Deutschen nach Frankreich deportiert worden waren.

Herr Grandhomme bemerkte abschließend, dass die Rolle der zwangsrekrutierten Männer aus Elsaß-Lothringen auch heute noch umstritten sei. In der Region selber würden sie als Opfer des Krieges angesehen, ein Standpunkt mit dem viele Franzosen freilich Probleme hätten.

Jerzy Kochanowski (Warschau) lenkte in seinem Referat den Blick auf die rund 50.000 deutschen Kriegsgefangenen in Polen. Deren Behandlung ist weitgehend durch die negativen Erfahrungen der Kriegszeit und den Wunsch, Rache zu nehmen, geprägt gewesen. Die Lebensbedingungen waren daher überaus schlecht und mit den Regeln der Genfer Konvention, die Polen unterschrieben hatte, nicht zu vereinbaren. Allerdings gab es regional durchaus Unterschiede, am besten war die Behandlung noch in Schlesien, während sie in Zentralpolen sehr viel schlechter gewesen ist.

Das dritte Panel befasste sich mit der „Reception by post-war society“ erneut in einem spannenden Vergleich dreier ganz unterschiedlicher Fälle. *Pavel Polian* (Köln/Moskau) trug über „The internment of returning Soviet Prisoners of War after 1945“ vor. Von den 5,7 Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen in deutscher Hand starben 3,7 Millionen, 1,9 Millionen wurden während und nach dem Zweiten Weltkrieg repatriert, rund 100.000 gelang es, im Westen zu bleiben. Die Rückkehrer wurden entweder wieder in die Rote Armee oder in Arbeitsbataillone eingegliedert, andere – darunter alle Offiziere – wurden für die Dauer von sechs Jahren in den abgelegensten Gebieten der Sowjetunion interniert. Auch nach ihrer Freilassung waren sie Bürger zweiter Klasse, beschränkt in ihrer Bewegungsfreiheit und ihren Rechten. Am härtesten traf es erstaunlicherweise die Überlebenden der Konzentrationslager und vor allem der Widerstandsbewegung. Sie fanden sich nach der Befreiung oftmals im Gulag wieder. Erst mit dem Tode Stalins begann ein langsamer Rehabilitierungsprozeß der ehemaligen Kriegsgefangenen, der auch heute noch nicht abgeschlossen ist.

Tamas Stark (Budapest) sprach über das Schicksal der ungarischen Heimkehrer, die von der kommunistischen Partei als mögliche Quelle anti-sowjetischer Meinungen misstrauisch beäugt wurden. Sie kamen zunächst in spezielle Durchgangslager, wo die Masse der Gefangenen nach möglichen Feinden der Volksrepublik durchforstet wurden. Während anfangs noch 90 % der Rückkehrer bald nach ihrer Ankunft in Ungarn freigelassen wurden, ist diese Politik auf dem Höhepunkt des ungarischen Stalinismus Anfang der fünfziger Jahre weitaus restriktiver gehandhabt worden. Ehemalige Insassen des Gulag wurden sogar noch bis zur Wende 1989 von der Polizei beobachtet.

Mariska van Bruggen (Amsterdam) schilderte in plastischen Worten das Schicksal der 18.000 holländischen Kriegsgefangenen, die von den Japanern beim Bau der Burma-Thai Eisenbahn eingesetzt worden waren. Die Hoffnung der Kriegsgefangenen – die Sterberate lag zwischen 50 und 90% - auf eine schnelle Repatriierung nach Kriegsende sollte allerdings bitter enttäuscht werden. Die niederländische Regierung war aufgrund des eklatanten Mangels an Schiffen nicht in der Lage, für eine schnelle Überführung in die Heimat zu sorgen. Da die allermeisten Gefangenen aus Niederländisch-Indonesien kamen, gab es für sie ohnehin kaum eine Möglichkeit zur Rückkehr: Sie hatten ihren gesamten Besitz verloren und die einheimische Bevölkerung stellte sich in ihrem Verlangen nach Unabhängigkeit gegen die Heimkehrer. Wenn die Männer dennoch nach Niederländisch-Ostindien zurückgingen, so taten sie dies als Soldaten in einem neuen Krieg. Die anderen reisten jedoch nach Holland, einem für sie fremden Land, in dem sie nicht gelebt hatten und in dem sie sich eine vollkommen neue Existenz aufbauen mussten.

Im Panel 4 wurden die „Family stories“ näher betrachtet. *Barbara Hatley Broad* (Sheffield) stellte den familiären Komplex der Kriegsgefängenschaft dar. Dabei berücksichtigte sie im Vergleich Großbritannien - Frankreich sowohl die Probleme, die sich für die Familien während der

Abwesenheit der Männer ergaben als auch jene, die sich bei der Rückkehr der Männer in ihre Familien ergaben, die etliche Jahre lang ohne den männlichen Part hatten leben müssen. *Fabrice Virgili* (Paris) nahm die Liebesbeziehungen französischer Kriegsgefangener mit deutschen Frauen unter die Lupe – Beziehungen, die in den allermeisten Fällen mit der Repatriierungen der Franzosen auseinanderbrachen. *Frank Biess* (San Diego) beschloß die Sektion mit seiner Untersuchung über „Remasculinising Germany: the Return of Prisoners of War in East and West Germany“, in dem er veranschaulichte, dass die zurückkehrenden Kriegsgefangenen inmitten eines parallel verlaufenden Prozesses von sozialer und symbolischer Remaskualisierung standen.

Die fünfte Sektion widmete sich dem Thema „Prisoners of War and the medical profession“. *Svenja Goltermann* (Bremen) beschrieb in ihrem Referat „The Framing Memory. Psychiatry and the War Experience in Post-War West Germany“, dass zwischen der gesellschaftlichen Wahrnehmung der Erlebnisse der aus der Sowjetunion heimkehrenden Kriegsgefangenen und deren eigenen Erinnerungen ein wesentlicher Unterschied bestand. Während die Öffentlichkeit deren Leiden in sowjetischem Gewahrsam betonte, waren die Erinnerungen der Gefangenen nicht nur von der schmerzvollen Erfahrung der Kriegsgefangenschaft, sondern vor allem auch vom Erlebnis des Krieges mit dem allgegenwärtigen Tod von Freund und Feind geprägt – Erfahrungen, die weitreichende psychische und physische Schäden verursachten.

Rosalind Harder (Melbourne) stellte die besondere Rolle der 120 australischen Ärzte heraus, die sich in japanischer Kriegsgefangenschaft befunden haben. Sie hatten eine entscheidende Bedeutung für die um ihr Überleben ringenden 22.000 australischen Gefangenen und kehrten als „Helden“ nach Australien zurück. Die meisten blieben Ärzte, sie waren jedoch von ihren Erfahrungen tief gezeichnet und änderten oftmals nicht nur ihre Einstellungen gegenüber dem Tod, der medizinischen Praxis, sondern auch ihre Fachrichtung.

Christina Twomeys (Adelaide) Referat „Massacre and make-Up: Australian Print Media Responses to the Release of Army Nurse POWs from Japanese camps, 1945“ beleuchtete die öffentliche Diskussion des Komplexes Geschlecht, Rasse und Nation anhand der Rückkehr von 30 Heereskrankenschwestern aus japanischer Kriegsgefangenschaft. Deren Repatriierung hat eine ungeahnte Aufmerksamkeit in Australien erregt, weil sie – so Twomey – eine Debatte über die Rolle von Frauen im von Männern dominierten Krieg anstieß. Zudem spielte die Rasse der Japaner eine große Bedeutung, da im öffentlichen Gedächtnis hilflose weiße Frauen der Gnade von andersartigen fremden Männern ausgesetzt waren.

Das sechste und letzte Panel stand unter dem Thema „Narratives“. *Hirofumi Hayashi* (Tokio) berichtete über japanische Deserteure und Kriegsgefangene in der Schlacht um Okinawa. Bei der Betrachtung des pazifischen Kriegsschauplatzes herrscht bislang das Bild vor, dass die japanischen Soldaten stets bis zum Tod gekämpft haben und praktisch nicht in Gefangenschaft gegangen seien. Obgleich dies häufig so war, ergibt sich etwa bei der Schlacht von Okinawa doch ein anderes Bild. Zahlreiche japanische Soldaten desertierten oder ließen sich ohne Widerstand von den US-Truppen gefangen nehmen. Und dies gilt nicht nur für die zwangsweise ausgehobenen Einheimischen, sondern auch für Japaner vom Festland. Die Geschichte dieser Männer ist in Japan freilich lange verschwiegen worden und kam erst in den 1980er Jahren allmählich ans Licht, als man in Okinawa nach der Rückgabe der Insel an Japan über die zweifelhafte Rolle des japanischen Militärs im Sommer 1945 nachzudenken begann. Erst jetzt vermochten die Geschichten von jenen Männern, die versuchten, dem japanischen Militärapparat zu entkommen und ihr Leben zu retten, Aufmerksamkeit zu gewinnen.

Yoshikuni Igarashi (Nashville) sprach anschließend über das Thema: „The unhomeliness of their homeland: Japanese Prisoners of War in Siberia and the return to post-war Japan“. Rund 600.000 japanische Soldaten und Zivilisten arbeiteten nach dem Zweiten Weltkrieg in sowjetischen Lagern. Viele befanden sich bis zu elf Jahren in Sibirien, einige Zehntausend kamen um. Ihre bitteren Erfahrungen waren eine Grundlage für die weithin akzeptierten antirussischen Gefühle im

Nachkriegsjapan. Dennoch war die Wiedereingliederung für diese Männer überaus problematisch. Sie kamen in ein Land, das mit Kriegserfahrungen nicht mehr viel zu tun haben wollte und alle Aufmerksamkeit dem Wiederaufbau zuwandte. Zudem betrachteten gerade die Intellektuellen den Sozialismus als Alternative zum politischen System der pazifischen Hegemonialmacht USA. Sie versuchten daher, die Heimkehrer aus sowjetischer Gefangenschaft zu diskreditieren, da sie durch ihre Kritik der sozialistischen Sache schaden.

Joan Beaumont (Victoria) stellte zum Schluß die Rolle der „Australian Prisoners of War in Australian national memory“ vor. Im fünften Kontinent dominierte in der Erinnerung an die Kriege des 20. Jahrhunderts deutlich die Erfahrung des Ersten Weltkrieges mit den blutigen Kämpfen um die Halbinsel Gallipoli. Die Kämpfe des Zweiten Weltkrieges standen lange Zeit vollständig in diesem Schatten. Die einzige Ausnahme sind nunmehr die australischen Kriegsgefangenen, von denen in japanischem Gewahrsam fast genauso viele umkamen, wie in den Kämpfen im Pazifik. Seit den 1980er Jahren gab es in Australien eine regelrechte „memory industry“, die den australischen Kriegsgefangenen – der Bau der Burma-Thailand-Eisenbahn spielt hier eine herausragende Rolle – einen gleichberechtigten Platz neben den Veteranen des Ersten Weltkrieges verschaffte.

Die viertätige Konferenz vermochte die hier angeschnittenen Fragen natürlich nicht erschöpfend zu behandeln. Ihr gelang es aber in vorbildlicher Weise, die in der Forschung meist getrennt betrachteten Kriegsschauplätze in Europa und im Pazifik miteinander zu verbinden und bei allen Teilnehmern das Bewusstsein für den globalen Charakter des Zweiten Weltkrieges zu schärfen. Gerade in den intensiven Diskussionen nach den Referaten wurde die Gelegenheit genutzt, vor einem internationalen Expertenkreis Unterschiede und Parallelen der Repatriierung von Kriegsgefangenen und der damit verbundenen Fragestellungen herauszuarbeiten.

Das Deutschen Komitee für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges wendet sich an dieser Stelle ausdrücklich an alle Damen und Herren, die sich wissenschaftlich mit der Thematik des Zweiten Weltkrieges befassen und lädt sie zur Mitarbeit ein.

Interessenten wenden sich bitte an:

Prof. Dr. Bernd Wegner
Universität der Bundeswehr
Holstenhofweg 85
22043 Hamburg
E-Mail: wegner@unibw-hamburg.de

Copyright

Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen
in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2003.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Aldringenstraße 11, 80639 München
Telefon: 089 - 13 47 29, Fax: 089 - 13 47 39
E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2003, Nr.010
URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2003/010-03.pdf>